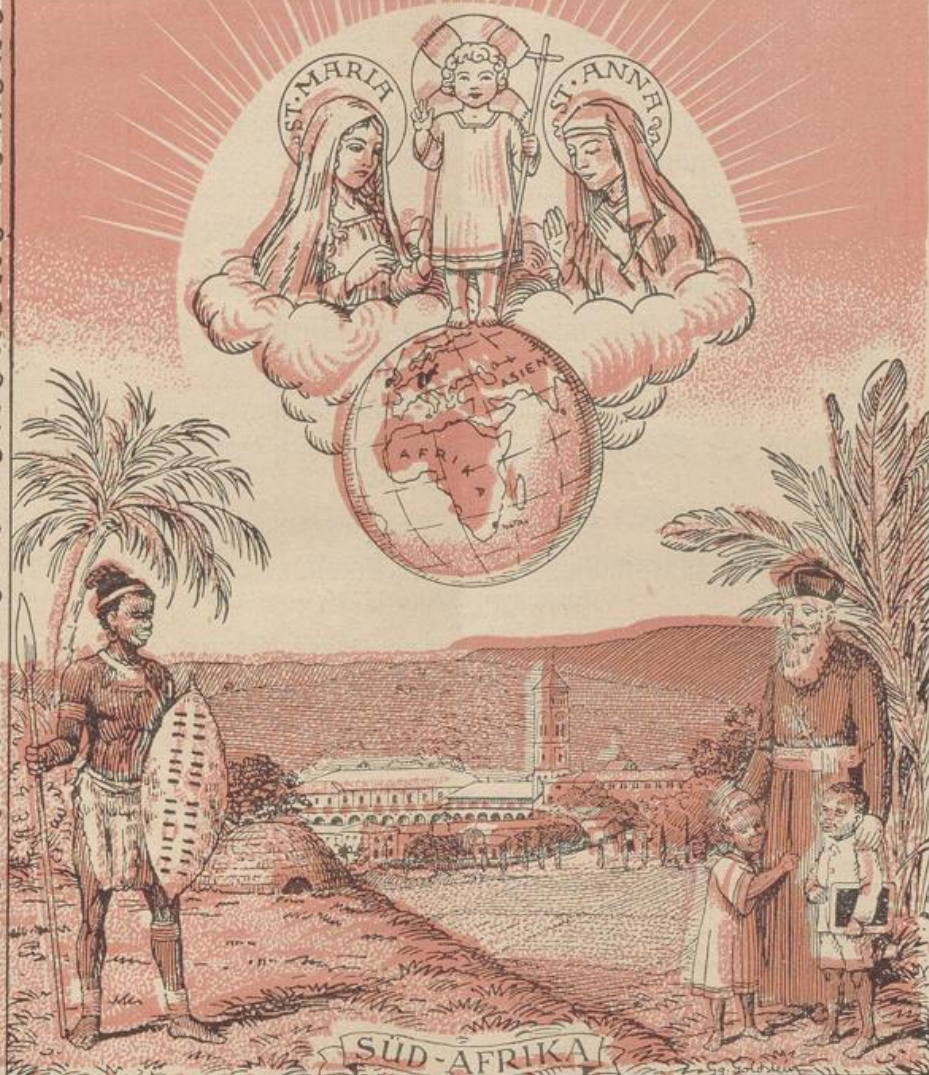


Vergißeinnicht 1925

2 (1925)

Vergißmeinnicht

Zeitschrift
der Mariannhiller Mission



Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke verwendet. Für die Abonnenten des Vergißmeinnichts als Wohltäter der Mission werden täglich 2 oft 3 hl. Messen im Mutterhaus Mariaunhill gelesen.

Nr. 2.

Februar 1925.

43. Jahrgang.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint monatlich 32 Seiten stark und kostet jährlich für Deutschland 1,50 Rentenmark, für Oesterreich 20000 Kr., für Schweiz und Liechtenstein 3 Fr., für Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 6 Fr., für Südtirol (Italien) 7 Lire, für Tschechoslowakei 10 Kr., für Jugoslawien 25 Dinar, für Ungarn 25 000 Kr. für Rumänien 70 Lei.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicherring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194,

für Rheinland, Westfalen, Belgien und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1652,

für Schlessien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX., Sternstraße 52 p
Postcheckamt Breslau 15625,

für Oesterreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814,

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Gersau, Ct. Schwyz
Postcheckkonto Luzern VII. 187.



Gebetsempfehlungen.



Ein wichtiges Familien- und Geschäftsanliegen, um guten Ausgang und Verhinderung von Prozeßkosten. Bitte noch um Empfehlung des Gebetes für einen Jüngling um die Berufsgnade zum Priesterstand.

Um gute Standeswahl und Gottes Hilfe zu einem christlichen Leben.

In einem besondern Anliegen. 5. W. zu Ehren der immerwährenden Hilfe, des

hl. Joseph, des hl. Judas Thaddäus und und des hl. Antonius. Um Erleichterung oder Befreiung von einem schwerenervenleiden Um glückliche Lebensstellung. In verschiedenen Anliegen. Ein getreustranker Sohn. Wiffisfluh. Alt-Rheinau, Horn. Rothenburg. S. W. Schwere Anliegen. G. R. In schweren Anliegen Eine schwer Kranke. Bekenried: Um glückliche Standeswahl.

Vergiß nicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Nr. 2.

Februar 1925.

43. Jahrgang.

Zum Feste der Mutter Gottes.

Ach könnt ich doch ein Vöglein sein
Im frischen grünen Wald!
Ich fäng' der lieben Mutter mein,
Daß weithin es erschallt.

Ich fäng' zu ihrem hohen Fest
Ein Lied in süßer Lust,
So daß in heiliger Lieb zu ihr
Erglühete jede Brust.

Und wenn ich gar ein Blümlein wär,
Mit süßem Duft und Schein,
Weiht ich die schöne Pracht und Zier'
Maria, Dir allein.

Verblüht' an deinem Bilde fern;
Noch sterbend haucht ich leis:
„Dir Königin, so mild, so hehr,
Sei Ehre, Lob und Preis.“

Doch weder Blum' noch Vögelein —
Ein Menschenherz voll Schuld
Nacht, Mutter, sich in Liebe Dir
„O schenk ihm deine Guld!“

Es weiht zu Deinem Feste heut'
Sein Bitten Dir, sein Flehn.
Ach schütz' es, Mutter, immerdar,
Laß es nicht irre gehn!“

E. Sch.



Jung Mariannahill's Fahrt nach Afrika.

(Schluß.)



it dem Weihnachtsabend ist fast notwendig eine Christbaumfeier verbunden. Unsere Feier fand im engsten Familienkreise statt. Die vier noch bei uns verbliebenen Postulantinnen hatten einen Christbaum aufgeputzt. Wir sangen verschiedene Lieder. Anfangs hatten wir gehofft, an diesem Tage bereits am Ziel zu sein, und nun waren wir immer noch unterwegs. Wir sollten erst im kommenden Jahre unser erstes Weihnachten im Weihnachtslande feiern. Das Fest floß für uns ziemlich eintönig dahin; es war ein Tag wie jeder andere auch. Der Jubel, der den ganzen christlichen Erdkreis durchzog, schlug seine Wellen nicht bis zu unserm Schiff. Der Festgottesdienst war das einzige, was auch äußerlich an das freudreiche Ereignis erinnerte. Prof. K.

hielt eine schöne, gedankenreiche Predigt, durchweht von alttestamentlichem Geist. Während der hl. Messe trugen wir vierstimmige Lieder vor.

Spät in der Nacht kamen wir in Port Elisabeth an, das an der mehrere Meilen weiten Algoabai liegt. Da es keinen Hafen besitzt, mußten wir wiederum im freien Meere halt machen. Die Stadt zieht sich malerisch an einem langgestreckten, niederen Hügel empor und wird von einer Schlucht in zwei ungleiche Hälften zerschnitten. Dr. B., Prof. K. und P. J. gingen an Land. Die beiden ersten statteten dem Bischof Mac Sherry einen kurzen Besuch ab. Den ganzen Tag über wurden wieder Waren gelöscht. Um 12 Uhr kehrten unsere Ausflügler zurück. Während ihrer Abwesenheit hatte sich ein leichter Seewind erhoben, der die Oberfläche des Meeres so kräuselte, daß die kleinen Dampfboote wie Nußschalen auf- und abgehoben wurden. Die Einschiffung gestaltete sich unter diesen Umständen etwas schwierig. Es war gar nicht so einfach von dem stets 'auf- und abtanzenden Boote auf die Schiffstreppe hinüberzuspringen. Wer hinüber wollte, wurde jeweils von einem auf der Treppe stehenden Matrosen am rechten Arm gefaßt; ein zweiter Mann auf dem Boote ergriff den linken, während ein dritter

nötigenfalls von hinten nachschob. Kam nun ein günstiger Augenblick, so wurde der Klient von den dienstbaren Geistern in kühnem Schwung auf die Schiffstreppe gesetzt. Wir schauten mit Hochspannung von oben herab zu, wie unser ehrwürdiger Führer und die lange Gestalt des Herrn Professors den gefährlichen Sprung machten. Um 3 Uhr war das Meer schon so bewegt, daß die von Land kommenden Passagiere nicht mehr auf die Treppe gelangen konnten. Man steckte sie in einen hohen Korb, und vom Schiffskrane erfaßt, wurden sie in ihrem Behälter wie die liebe Ware an Bord gebracht.



Scholastrifkat St. Joseph, Reimlingen.

Das Schiff fuhr noch so zeitig am Abend ab, daß wir am kommenden Morgen gegen 8 Uhr schon East-London, die letzte Station vor Durban, vor uns liegen sahen. Hier bot das Land einen ganz andern Anblick, als wir bisher die Kapkolonie entlang zu sehen bekamen. Wälder, grüne Matten, die vielen ins Land sich hineinziehenden Farnen zeigten, daß die hiesige Gegend sehr fruchtbar sein müsse. Die Stadt zieht sich ähnlich wie Port Elisabeth an den Uferabhängen hinauf. Der hier mündende Buffaloriver wurde vertieft und erweitert und ist so zu einem künstlichen Hafen umgebaut worden. Hier verließen uns die vier king-williamstowner Postulantinnen. Im Zollgebäude wurden sie noch einer hochnotpeinlichen Untersuchung unterzogen: die ganzen Koffer mußten

sie umkrempeIn, jedes Schächtelchen öffnen, damit sich die Zollbeamten ja versichern konnten, daß sie keine gefährlichen Waren mit sich führten. Der Küstenstrich von East-London ab nach Norden mit ganz Kaffraria und Natal hat Winterregen; dessen sollten wir bald gewahr werden. Gegen Abend ging ein solcher Regen über uns nieder, daß man meinte, die Schleusen des Himmels hätten sich geöffnet.

Am nächsten Morgen in aller Frühe fuhr unser Dampfer den Buffalo hinaus. Unsere Freude war groß; jetzt ging es Durban, der letzten Station, entgegen, und der morgige Tag sollte uns ans Ziel bringen. Wir steuerten dichter als sonst der Küste entlang; wir konnten jedes einzelne Haus, fast jeden Kraal und Baum auf den Uferhöhen unterscheiden. Gegen 11 Uhr hatten wir die Höhe des Keisflusses erreicht, der die Südgrenze des Vikoriats Mariannhill bildet; wir schauten daher das jetzt vorbeiziehende Land mit ganz andern Augen an, als das bisherige. Es wäre gar nicht ausgeschlossen, daß der eine oder andere aus unserer Reihe in den kommenden Jahrzehnten in diesen Gegenden der Missionsarbeit obliegen würde. Das Gelände war sehr zerklüftet: ein Berg löste den andern ab, eine Schlucht die andere. In einem grünen Gewande, von kleinen Wäldern und vielen einzelnen Bäumen bestanden, macht es einen sehr freundlichen Eindruck. Ueberall, soweit wir unsern Blick schweifen ließen, reihte sich auf diesen Höhen Kraal an Kraal. Der gegenüberliegende Küstenstrich ist der bevölkerste Teil Südafrikas. Mit Schmerzen dachten wir daran, daß, vom Transkei abgesehen, in dieser Gegend unter all den vielen, nach Hunderttausenden zählenden Bewohnern, kein einziger katholischer Priester zu finden sei. Erst am Abend sollten wir auf die Höhe der ersten Missionsstation kommen! Gegen 6 Uhr kündete das Sellsentor von St. Johns an, daß wir das Pondoland vor uns hätten. Im Bewußtsein, das leztmal auf dem Schiff schlafen zu müssen, legten wir uns fröhlich zur Ruhe nieder. Am folgenden Morgen begrüßten uns die schönen Küstenstädtchen Natal; wir konnten also nicht mehr weit von Durban entfernt sein. Bald sahen wir in der Ferne auf einem bewaldeten, vorspringenden Bergrücken einen weißen Turm aufragen, den Leuchtturm von Durban, der den Bluff krönt. Jetzt hieß es aber schnell zur Kabine hinabgehen, um die letzte Hand an das Gepäck zu legen. Unterdessen fuhr unser Schiff um die schmale, weit ins Meer hinausgestreckte Landzunge des Bluffs herum in die Bucht, an der Durban liegt. Das Stadtzentrum liegt ziemlich eben am Meer, und dahinter steigt, von blühenden Gärten geschmückt, das Villenviertel Beröa einen Bergrücken hinan. Als das Schiff in den Hafen einlief, begannen drüben auf der vorspringenden Mole zwei härtige Männer herüberzuwinken.

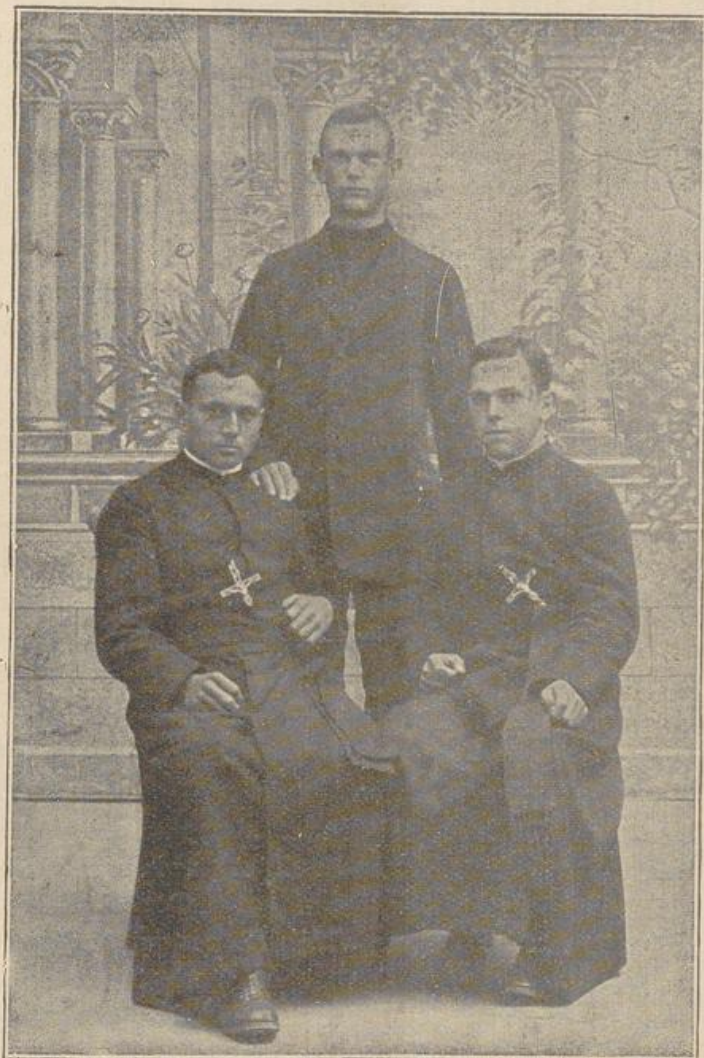
Wir holten unser Fernrohr und nahmen die beiden in Augenschein. „Das ist ja P. Sales, der P. Prokurator und ein Bruder“ rief P. Edmund aus. Bei diesen Worten setzte ein lebhaftes Winken ein. Gleich darauf bemerkten wir eine Gestalt in langem, schwarzen Rocke, die vor den beiden andern herging und eine mächtige rote Fahne schwang: unser Br. Martin, den wir alle bei seinem vorjährigen Besuch in Europa kennen gelernt hatten. Er war es auch, der nach Anlegung der Landungsbrücke als erster unser Schiff bestieg und zum Willkomm uns herzlich die Hand schüttelte. Da er schon seit Jahrzehnten die Geschäfte und Einkäufe Mariannhills in Durban besorgt, ist er eine stadtbekannte Persönlichkeit, bei allen Beamten und Kaufleuten ob seines freundlichen Wesens hochangesehen. Es gab noch einige formelle Angelegenheiten, wie Paßrevision und ähnliches zu erledigen, dann verließen wir mit unserm Gepäck das Schiff. Daß von uns allen keiner, Fr. Czéch vielleicht ausgenommen, der Wangoni eine Träne nachgeweiht hat, darf man glauben. Im Zollamt kamen wir ganz ungeschoren durch. Das machte eben unser Br. Martin aus, dessen Ehrlichkeit die Zollbeamten wohl kannten; darum hieß es immer, so oft der Bruder den Inhalt der einzelnen Koffer angab: „All right!“ Mit den drei zum Empfang anwesenden Mitbrüdern fuhren wir dann in der zweistöckigen Trambahn, die einen unten, die andern im Oberstock, dem Mittelpunkt der Stadt zu. Es mochte gegen 11 Uhr sein. Da man in Mariannhill ausgemacht hatte, man würde uns vom $\frac{3}{4}$ Uhr Zug abholen, so hatten wir, da der Zug von Durban bis Pinetown, der Station unseres Mutterhauses, nur eine Stunde braucht, Zeit genug, um die Stadt etwas anzusehen. Br. Martin führte uns in das in dem neuen prächtigen Rathhaus untergebrachte Museum, das für Südafrika wohl einzig in seiner Art dasteht, uns Europäern aber nur in seiner reichhaltigen zoologischen Abteilung Neues bieten kann. Später trafen wir uns im Bahnhof. Die einen blieben dort bis zur Abfahrt, andere suchten noch die katholische Kathedrale oder sonstige Sehenswürdigkeiten auf. Kurz bevor unser Zug vorfuhr, begann es zu regnen, nachdem es den ganzen Vormittag über das herrlichste Wetter gewesen war. Da das Gelände hinter Durban ansteigt, mußte unser Züglein arg pusten und schnauben, um die Höhen zu erklimmen. Dabei machte es die kühnsten Bogen, bald nach Rechts, bald nach Links. Diese vielen Windungen, das starke Steigen und ebenso starke Fallen, sowie der schlechte Untergrund bewirken, daß man in den an und für sich bequem eingerichteten Wagen tüchtig geschüttelt und gerüttelt wird, und daß einen dabei ein Gefühl beschleicht, das manche Ähnlichkeit mit der Seekrankheit aufweist. Von Durban bis Pinetown bietet die Gegend einen prächtigen

Anblick. Das hügelige Gelände ist überaus fruchtbar; infolgedessen reißt sich Siedelung an Siedelung. Schwarze trifft man hier weniger; man bekommt meistens nur Weiße und sehr viele Indier zu Gesicht. Kurz vor Pinetown erspähten wir bereits den höhergelegenen Teil von Mariannahill: Josefskirche, Schwesternkloster und Herz-Jesukapelle. Beim Aussteigen begrüßte uns der Superior, P. Lependeker, den wir alle seinerzeit als Provinzial und teilweise noch früher als Superior von St. Paul kennen gelernt hatten. Er verstaute uns mitsamt dem Gepäck auf den bereitstehenden Wagen; die höhere Geistlichkeit und die schlechten Fußgänger kamen in die Kutschen, die andern konnten zu Fuß in das ein Stündlein entfernte Mutterhaus gehen oder sich zu dem Gepäck auf den Eselwagen setzen. Da es bald wieder zu regnen anhub, stiegen die meisten Wanderer auf das Eselgefährt, und so rückte der größte Teil der ankommenden Scholastiker — ein gutes Vorzeichen für das beginnende Studium — von Eseln gezogen in Mariannahill ein. An dem dicht neben der Pforte gelegenen Bischofshause machte man halt, um den hochwürdigsten Bischof zu begrüßen, der uns alle freudestrahlenden Antlitzes empfing und sich gleich wie ein Vater unser annahm. Im Refektorium wurde ein geradezu lukullisches Mahl aufgetragen, dem wir alle Ehre antaten. P. Superior führte uns hernach in unsere Quatiere. Diese liegen im oberen Stock des neuen Krankenhauses; der untere harret noch der Vollendung. Für die nächsten vier Monate, bis zur Uebersiedlung nach Maria Tal soll dies unsere Heimat sein. Als wir uns am Abend auf den frischgestopften Strohsäcken zur Ruhe niedertießen, fanden wir endlich etwas freie Zeit, die Ereignisse des Tages und die der ganzen Reise noch kurz im Geiste vorüberziehen zu lassen, falls uns nicht gleich der Schlaf übermannte.

Der Reisebericht ist nun zu Ende. Er ist größer geworden, als er im Anfang geplant war. Trotzdem blieb vieles Interessante darin vergessen. Kurz sei hier nur noch der „Kanarienvogel“ erwähnt, ein kleiner, einjähriger Holländer, der über äußerst leistungsfähige Lungen verfügte, und diese auch fast ununterbrochen in Tätigkeit hielt, ohne daß er dabei ein „Weinerich“ gewesen wäre; drum gaben wir ihm auch den schon genannten Namen. — Dann der jugendliche (freie Bibel-)forscher, mit dem als Kabinengenossen Fr. G. sehr oft religiöse, mitunter höchst interessante Gespräche führte. — Auch blieb die alte irische Madam vergessen, die zu ihrem Sohne nach East-London fuhr und Tag

für Tag in aller Frühe sich beim Gottesdienst einfand, wobei sie in vorbildlicher Weise immer die Kommunion empfing.

Wir hoffen, daß dieser Bericht trotz seiner Mängel den Zweck, unsere Erlebnisse in kurzen Strichen den Mitbrüdern in Europa mitzuteilen,



Fr. Riß, Fr. Kainberger und Postulant Smeja die am 2. Juli 1924 nach Mariannhill abgereist sind.

erfüllen wird, und schließen, indem wir allen, die ihn lesen, von Afrika die herzlichsten Grüße senden und um ein Gedenken in ihren Gebeten bitten, damit nach glücklich beendigten Studien wir im herrlichen Missionswerk segensreich mitwirken können.



Ende des Wildreichtums in Afrika.

In der Bahnstrecke Lorenzo-Marques in Transvaal stellte sich kürzlich eine Löwenfamilie der Lokomotive entgegen, wobei ein Löwe zermalmt wurde.

In Rhodesia haben sich wiederholt Elephanten dem Zuge entgegen gestellt, wobei ein Elefant überfahren wurde, aber auch die Lokomotive entgleiste. Während das Zugpersonal die Lokomotive wieder auf die Schienen brachte, durften die schwarzen Passagiere sich soviel Fleisch holen, als sie wollten, während das Zugpersonal die Zähne nahm.

Elf Löwen und ein Leopard war die Beute eines Mr. Prince von Mokeetsi in Rhodesia, welcher mit einigen Schwarzen einen Zug in die Wildreserve am Sabie-Fluß machte. Nachdem er 15 Kilometer eingedrungen war, erlegte er den ersten Löwen. 10 Kilometer weiter schlug er zum zweiten Male sein Zelt auf und war so glücklich, fünf weitere Löwen zu erlegen. Einige Tage später stieß er auf sieben Löwen, wopon er zwei verwundete; diese entkamen im hohen Grase, wurden aber später gefunden und den sechs geschossenen beigezählt. Auf seinem Weitermarsch kam er einige Tage später an den Mositondofluß, ohne auf Wild zu stoßen und kam dann wieder an die Stelle seines ersten Lagers. Da sah er wieder drei Löwen an einem Bächlein und schoß einen Löwen und eine Löwin an. Die Hunde folgten der verwundeten Löwin etwa 150 Meter in den dichten Busch und nachdem die Löwin drei Hunde getötet hatte, kamen die übrigen zurück. Der Löwe und die Löwin wurden später aufgefunden. Den nächsten Löwen fand er schlafend unter einem Baume und erlegte ihn. Den Leoparden erlegte er am letzten Tage seines Zuges.

Gegen zweitausend große Schlangen- und Wildhäute von Löwen, Leoparden, Tigerkaken, wilden Kaken, Zebras und die verschiedensten Arten von Antilopen werden jährlich von Jägern nach Mariannhill geschickt und für sie gegerbt und zu Schuhen, Teppichen, Bettvorlagen usw. verarbeitet. Es liegt auf der Hand, daß bei dem starken Abschluß das Ende des Wildes, trotz seines gegenwärtig noch reichen Bestandes, nicht mehr ferne ist.

Missionar und Herrenleben.

Von P. Chrys. Ruthig R. M. M.



ber Herr Pater, warum haben Sie denn Ihren Bart abgenommen? Ein Missionar soll doch einen Bart haben!"

So hat man mich vielfach von Nicht-Herrenseite angegangen, Herrenseite, wie man es in Südafrika versteht.

Nun ja, die Antwort ist einfach. Hierzulande grasen die Stiere frei und ungebunden auf jedem Pläze, der Gras hervorbringen kann, und da die Tierchen sehr empfindlich sind für feuerrote Farbe, sah ich mich veranlaßt, weil ich als Nicht-Spanier an Tierkämpfen kein Interesse habe, meinen vornehmsten Gesichtsschmuck zu entfernen.

Als ich dann in den Spiegel schaute, tröstete ich mich mit der Bemerkung des P. Albert Weiß: „Solange die Römer Männer waren, rasierten sie sich; als sie aber anfangen Weiber zu werden, begannen sie den Bart zu pflegen, um als Männer zu erscheinen.“

Wie die Leser des Vergißmeinnicht bereits wissen, hat man mich zum Seelsorger aller weißen Katholiken in sieben Bezirksämtern gemacht, und damit mich zum „Herrenleben“ verurteilt.

Den ersten Sieg habe ich da errungen durch meine Bartlosigkeit. In Südafrika ist die tiefste aller Grundbedingungen für ein Gentlemanleben das Glattrasieren; es scheint also, daß wir es mit einem sehr männlichen Geschlechte zu tun haben. So erscheine ich also jeden Morgen frisch rasiert und frisch gestriegelt.

„In Rom,“ sagt der Engländer, „tut man wie die Römer tun.“

Freilich auch in der Toilette ist keine Poesie mehr. Da war es schon anders in den Drakensbergen.

Des Abends legte man sich unter einem Felsen zur Ruhe, in eine alte Decke eingewickelt, die Stiefel als Kopfkissen unter dem Haupte. Das war ein gesunder Schlaf, wanzen- und läusefrei.

Morgens stand man auf, nahm ein Bad im nächsten Bächlein, denn das Morgenbad ist zum Herrn so notwendig wie das Morgenrasieren. Waren dann die Stoppeln allzulang, zog man ein Stück eines gebrochenen Spiegels aus der Tasche, seifte sich tüchtig ein, da zum wenigsten zwei Sorten Seife in der Tasche zu haben, weit einem Gabelfrühstück vorzuziehen ist, rasierte sich unter dem Felsen, wozu die Vöglein ihr trauriges afrikanisches Lied sangen. Mit Studentenwischse wurden dann die Kopfkissen — wollte sagen Stiefel — blank gemacht, und die Toilette war fertig.

Wie fühlte man sich dann erhaben über die oft nicht allzureinlichen Eingeborenen! Den Höhepunkt der Zivilisation erreichte man dadurch, daß man sein Rößlein zum Bache führte, und ihm das schmutzige Fell mit Hilfe des Taschentuches reinigte. Und wenn dann das eigentlich für andere Zwecke bestimmte Tüchlein beim Ritt flatterte, war man sich bewußt, daß man ganz nach christlichen Idealen lebte, daß man als Gerechter auch des Tieres sich erbarmte.

Das war einmal. Einen solchen Mißbrauch des erwähnten Tüchleins könnte eine Herrennase nicht dulden.

Das zweite Erfordernis zu einem feinen Herrn ist ein Stock im Rücken und einen hohen Kragen. Rücken gerade und Kopf hoch! Auch das wurde mir nicht schwer.

Mein Vater war Schulmeister und hat nicht selten den Stock an meinem Rücken probiert, und meine selige Mutter hat mir immer gesagt: „Bub, trag die Nase nicht zu hoch!“ Die Mutter hat nicht gehört, zu welchen Höhen der Zivilisation sich diese Nase noch wird erschwingen müssen.

Das dritte Erfordernis ist, sprich mit jedem seine Muttersprache, englisch mit dem Engländer, afrikanisch-holländisch mit dem Buren. Viel Schwierigkeiten hat auch das nicht gemacht.

„Kry'n duitse woor, sny die kop en stertje af, en u sal mooie afrikaans praat;“ d. h. Pack ein deutsches Wort, schneid ihm Kopf und Schwanz ab, und du wirst fein afrikaans sprechen.

Letzten Winter setzte ich mich hinter den Ofen, versuchte das Kunststück, und richtig, ich konnte die Sprache der Buren reden.

Mit dem Englischen geht es nicht so leicht, wußte mir aber zu helfen. Stets halte ich einige heiße Kartoffeln in der Tasche bereit, und sobald ich englisch sprechen oder predigen muß, nahm ich eine davon in den Mund. Und dann können sich die Leute nicht genug wundern, daß ich einen so netten englischen Akzent habe!

Viel größere Schwierigkeiten macht das vierte Erfordernis, die feinen Kleider.

Das meiste, was ich an Kleidern mitgebracht, habe ich mehr oder weniger sekond hand, i. e. zweiter Hand mir angeeignet.

Was aber andern gut gepaßt hat, muß nicht immer auch mir gut passen. Ich aber rasiere mein Gesicht so fein und mache meine Schuhe so blank, daß, was dazwischen liegt, immer in den Schatten gestellt wird. So biete ich eine ganz ehrwürdige Erscheinung.

Fünftes Erfordernis: Liebe zu den Pferden. Und die habe ich. „Zuerst mein Gaul, dann ich,“ sagt der Engländer. Und ich habe tatsächlich

noch nie daran gedacht, daß ich in meiner „Chaise“ vorne sein sollte und die Gäule hinten. Auch verzehren eigentlich meine Gäule mehr Hafer als ich Würste.

Dazu schirre ich sie selbst an und aus, bringe sie selbst in den Stall, lenke mein Gespann mit eigener Hand, und verschmähe es, mit einem Kutschenlenker durchs Land zu ziehen.

Daß ich einen solchen Luxus nicht bezahlen könnte, sage ich aus Bosheit nicht; ich liebe einfach meine Pferde.

Ich hatte da zwei große, stattliche Pferde, die einen solchen Ap-



Musikspielende in Afrika.

petit zeigten, daß sie mir die Haare vom Kopfe fraßen und meine Glaze immer größer wurde. Der eine nun tat mir den Gefallen zu verenden, den andern vertauschte ich gegen einen kleinen Basutopony und borgte das Geld für einen andern, ebenso kleinen.

Die zwei winzigen Tiere fressen wenig, ziehen die kleine Kutsche, die ich gegen eine große, schwere eintauschte, ganz prächtig, und ich glänze wieder, nicht als armer Schlucker, sondern als Kenner und Liebhaber dieser Berggrasse.

Daß ich auch zu klein bin, um auf einen hohen Gaul zu klettern, sage ich nicht, und daß ich ein kleines Tier leichter anschirren kann, ist mein Geheimnis.

Alles ist Liebhaberei, stolz ist mein Gespann, und das macht den Gentleman.

Sechstes Erfordernis ist die Liebe zu den Hunden. Da liegt zu meinen Füßen ein ganz kleiner Foxterrier reinsten Rasse, schlank gebaut, kleines Köpfchen, Zeichnung wie aus einem Buche kopiert. Ueberall begleitet er mich, stets springt er an mir in die Höhe, da er meiner Hundeliebe sich bewußt ist, sitzt mit mir in der Kutsche und bellt meine Pferde an, wie es sich gehört.

Dazu hat er eine einzigartige Eigentümlichkeit: sein Schwänzchen ist ein Zoll länger als das der andern Tiere gleicher Rasse.

In meinen höchst weisen Ausführungen über die von mir bevorzugte Hundegattung spielt das längere Schwänzchen die Hauptrolle; Ein solcher Hundeschwänzchenliebhaber kann nur ein feiner Herr sein.

Wer kann da noch zweifeln an meiner hohen, allseitigen Bildung? das ist die neueste Mode unter den Foxterriern.

Siebentes und letztes Haupterfordernis: die selbst über die Hundefragen hinausgehende, allseitige Kenntnis jeder brennenden Tagesfrage: Wind und Regen, Einfluß des Grasbrennens und der Ziegen auf das Austrocknen Südafrikas, beste Getreide- und Eselsorten, Pflügen und Jäten, Blattläuse und Kuhzicken, dick- und dünnschwänzige Schafe, Rinderzucht und Platingruben, Musik, Architektur und Malerei, Straßenreinigung und Astronomie.

Ueber all das muß der Herrenmissionar mit Autorität sprechen können.

Es wird erwartet, daß er an einem Abend alle Welträtself löse, und — das tun wir, während wir mit tiefphilosophischem Blicke dem Rauche unserer Stumpfpfeife folgen, ganz nach Schopenhauers Manier.

„Der Deutsche ist als politisches Wesen wenig, aber viel geachtet als tiefer Denker.“

Der Katholik stellt seine eigenen Anforderungen an den Herrenmissionar.

Da kommt zuerst das Predigen. Der Leser obiger Ausführungen wird kaum den Mut haben, an meiner Tüchtigkeit in dem Sache den geringsten Zweifel aufkommen zu lassen. Jedoch unsere Stellung als katholische Geistliche ist da nicht so leicht.

Überall sitzen haufenweise die Geistlichen der wunderbarsten Bekenntnisse. Und diese Herren haben ihre Frauen, die ihnen täglich mehrere Male ihre Gordinenpredigt halten, die also bis an ihr Ende eine Schule durchmachen, die wir entbehren.

Mein wesleyanischer Kollege hier in Cala hat eine bessere Hälfte, die ihren Hochw. Herrn Gemahl in der Kirche vertritt, und nach aller Leute Zeugnis unendlich besser redet als er.

Mein anglikanischer Kollege, dessen jahrelanger Stolz es war, ehelos zu leben wie die katholischen Geistlichen, ist offenbar aus Verlangen nach einer Predigtlehrerin in den ehelichen Stand getreten.

Kann man sich da wundern über ein Erstaunen, das kürzlich Cala ergriff? Unseres Magistrates katholische Tochter hat vor einigen Wochen geheiratet, und die ganze irr- und ungläubige weiße Bevölkerung mußte anstandshalber zur katholischen Kirche kommen und zu meinen Füßen sitzen.

Welch ein Weltwunder! Der kleine katholische Pfarrer kann so predigen, obwohl er keine Frau hat! Die Häupter aller Sekten haben an dem Tage den katholischen Eölibat in den höchsten Himmel hineingepriesen. „Wenn der eine Frau hätte, würde er predigen, daß ihm alles nachliese!“

Ich aber war anderer Ansicht: Wenn der eine Frau hätte, wäre er bange, seine Frau würde nachher seine Predigt kritisieren, und alle Schneid wäre ihm vergangen.

Zweites katholisches Erfordernis, d. h. Erfordernis von Seite der Katholiken ist Talent um Geld zu machen.

Nun, mit dem Hute in der Hand, kommt man durchs ganze Land.

In Natal habe ich es einmal versucht, als Straßenarbeiter mich aus der Klemme herauszuarbeiten und es gelang. Aber als „Herr“ kann man nicht Staatsstraßenwegelagerer werden, da macht man Feste und Bazare.

Man bettelt überall alles Mögliche zusammen: Kappes und Rüben, feine Nöhereien und Gemälde, Käse und Schinken, Spielsachen und Leckereien, Kaffee und Kuchen. Dann wird gegessen und versteigert, verkauft und verschossen, verlost und verhandelt. Musik wird gemacht und Theater gespielt.

Wir haben es hier versucht und sind dabei sehr gut gefahren. In Cala restaurieren wir unser Kirchlein, und in Elliot werden wir ein neues bauen.

Dazu bin ich Deutscher nach dem Weltkrieg, während meine Vorgänger Franzosen waren und der Letzte selbst als tapferer Krieger gegen die Deutschen gekämpft hatte.

Nun, das Talent, so Geld zu machen, hätte ich mir früher gar nicht zugetraut.

Drittes Erfordernis ist das Verständnis, die Leute an der Nase herumzuführen.

Die Welt will betrogen sein. Auch darin habe ich Proben meiner Geeignetheit zum „Herrenleben“ bestanden.

In Südafrika sind viele Katholiken auch eben Kinder ihres Landes und wollen von Halbweißen und Schwarzen eben wenig wissen.

Nun haben wir hier etwa hundertundzehn halbweiße Katholiken, derentwegen es früher oft manche Schwierigkeiten gab. In der Kirche waren sie in Seitenkapellen, wo sie kaum Priester und Altar sehen konnten, und vollständig abgeschlossen waren, so daß die weiße Aristokratie nicht verunreinigt werden konnte durch Berührung mit den Heloten.

Deshalb ließ mein Sinn für christliche Baukunst mir keine Ruhe und ich auch der weißen Aristokratie keine Ruhe, bis ziemlich bedeutende Veränderungen in der Kirche vorgenommen waren.

Alles bewunderte meinen Geschmack, meinen Kunstsinne, mein Genie. Ich ließ mir lobhudeln und tat verschämt.

Als dann die Halbweißen aus ihren Kapellen herauskamen, um an gemeinsamer Kommunionbank mit den weißen Damen und Herren den Leib des Herrn zu empfangen, war es zu spät, mich einen Esel zu nennen, obwohl meine Ohren bedeutend das Maß gewöhnlicher Länge überschreiten.

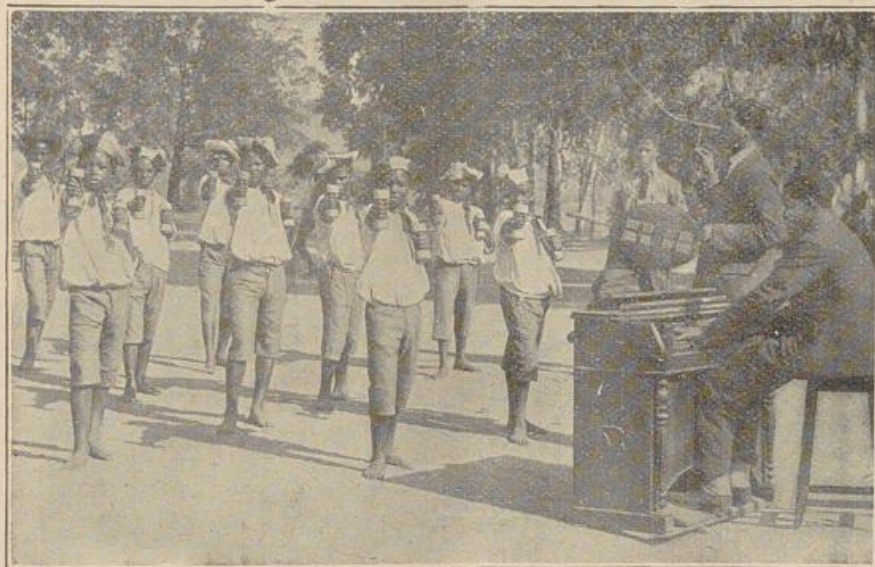
Hat nun der Leser eine kleine Ahnung, wie es einem Missionar geht im Herrenleben?



Im Flug an südliches Gestade.

Eine Vorkriegserinnerung von P. Dominikus, R. M. M. (Fortsetzung)

Ich fühlte immer mehr, wie mein Magen sich verzog und erboßt kneifte — aber ich konnte ihn beim besten Willen nicht befriedigen und überschwemmte ihn daher mit ungeheuren Mengen eisgekühlten Weines. Während des Abendessens hatte sich allerdings der Speisesaal mehr und mehr gedichtet und wir drei Kameraden konnten uns leicht ausfindig machen und zusammenrücken. Wir hielten stand. Aber unser Prädikat für das „Gebotene“ war übereinstimmend „ungenügend“. Immerhin war



Freiübungen der Zulujugend in Mariannhill.

mein sterbliches Ich wieder soweit auf dem Damm, daß ich wenigstens die „Seekrankheit“ alias Hunger nicht mehr in dem Maße wie oben empfand und so konnte auch meine Seele immerhin sich wieder auf sich selbst besinnen. Beim Hinaufgehen auf Deck beschwichtigte ich meinen grollenden Magen mit der Aussicht auf Friedrichsdorfer Zwieback, der wohlverstaut im Schiffsinnern auf uns wartete. Oben streckte ich mich längelang auf die Kiste am Geländer auf Steuerbord. Der Himmel war noch gerötet von den Strahlen der untergehenden Sonne. Purpurn glänzte in der Ferne die See und über uns blizten schon die ersten Sternlein. Eine starke Brise setzte von Norden ein und wühlte die schweren Wasser auf, welche um das Schiff gurgelten. Alle Leute zogen sich auf die geschützte Backbordseite und ich machte es mir in einem ver-

lassen den Feldstuhl bequem. Trotz Wogengebrause und dem ziemlich starken Wind begann ich meine Situation zu genießen. Mattes Licht strömte von verborgenen Lichtquellen über Deck, die Fanale vom Vordermast sandten Lichtbündeln voraus in die Nacht und vom Hintermast schaute ein großes Laternenauge rückwärts. Allmählich waren alle Sternlein aufgegangen und blitzten klar vom wolkenlosen Nachthimmel. Ringsum wallten die Wogen, tiefschwarz mit weißsilbernen Schaumkronen. Still zog das schwere Schiff seine Bahn und das nimmerruhende Meer sang rauschend sein uraltes Lied, dem schon Phönizier und Römer gelauscht,



Die im Dezember 1924 nach Mariannhill abgereisten Fratres.
(1. Fr. Paulinus, 2. Fr. Drossard, 3. Fr. Grimm, 4. Fr. Jakob.)

wenn beim rhythmischen Schlag der Ruder ihre Galeeren die Wasser durchfurchten. Von was träumt man denn, wenn man so sanft über die geduldige See dahinschwimmt? Dem Nordwind entgegen, schwebten die Gedanken nach Norden, nach Frankreichs versunkener Küste, weiter nach Norden, wo hinter hohen, massiven Bergwänden sich weitet das Land, das ich Heimat nenne, mit seinen dunklen Wäldern und traulich stillen Tälern. Meine Gefährten sind still geworden, vielleicht schlafen sie und träumen auch von der Heimat. Peter denkt gewiß nach Hause; er ist vom Krankenbett beider Eltern weggerufen worden. Von ihnen weg ist er geeilt, höherem Rufe folgend. Ich schrieb noch das Wichtigste von der Reise in mein Büchlein, um es denen in der Heimat zu berichten.

Und so kitzelte ich drauf los und merkte gar nicht, wie ich aus dem „Sachlichen“ herauskomme und in Rhythmus verfalle.

Erste Seefahrt.

„Mächtig teilt der scharfe Bug des Schiffes
 Schaumgekrönte, stolze Wellenberge:
 Schmettert rechts und links die schweren Wasser,
 Daß sie donnernd auseinander rollen.
 Ruhig, gleich dem weißen Königschwane,
 Gleitet leicht der Dampfer durch die Fluten,
 Rastlos treibt es ihn in weite Fernen,
 Wie die Menschen, die sich ihm vertrauten.
 Von dem hohen Maste winkt der Wimpel
 Legten Gruß dem sinkenden Gestade. —
 Meerwärts schweifen forschend meine Blicke,
 Tauchen in das Spiel der blauen Wogen.
 Und es tauchen jüngstverblichene Bilder
 Aus des Meeres nächt'gen Tiefen lichtwärts,
 Formen sich zu freundlichen Gestalten,
 Flüstern traute, weiche Abschiedsworte: —
 Lebet wohl, ihr Lieben in der Heimat,
 Hinter dunklen Bergen, weit im Norden!
 Eurer Liebe will ich stets gedenken,
 Wenn mein Blick sich hebt zu Himmels Höhen.
 Ave Maris Stella! Du behüte
 Unser Schiff und uns von Sturmesnöten,
 Führe uns ein zum stillen, sichern Hafen,
 Führe der neuen Heimat uns entgegen!“

Zufällig hastete nun mein Blick auf einer kleinen Szene, die sich im Halbdunkel unweit von mir ausspielt. Ein in „Kaki“ gekleideter Herr hat offenbar dort einen Feldstuhl als den seinigen rekonstruiert, in dem eine kleine Gestalt bereits zu schlafen schien. Die sprang jetzt auf, es war ein Junge, und nach kurzer Auseinandersetzung verschwand der Herr mit dem Sessel auf der windstillen Seite. Der Junge schlenderte an mir vorbei. Neben mir lag ein zusammengeklappter Stuhl, den wollte ich dem Kleinen geben, der mir leid tat, weil ihn der große Stöcher aufgeschreckt hatte. Fast hätte ich ihn deutsch angerufen: „He, mein Kleiner, komm mal hieher, hier ist noch ein Stuhl, kannst Dir's

bequem machen." Er kam sofort und grüßte recht artig. Wie er ins Helle trat, erkannte ich sofort sein distinguiertes Wesen. Seine Bewegungen waren zwanglos und graziös. Ich schob ihm das Möbel zu, er aber wollte es nicht annehmen. „Mach keine Geschichten," sagte ich. Mit der nochmaligen Bitte um Erlaubnis, die ich natürlich gewährte, nahm er Platz und saß höchst konventionell. „So, nun schlafe weiter," befahl ich. „O, ich hab gar keinen Schlaf mehr," klang wie Silberglocken im schönsten Französisch, das ich je gehört. „Ah, der Wind ist viel zu stark für Sie, junger Herr, dann marsch hieher, vor die Kiste." Ich beorderte ihn an einen geschützteren Platz. — „Haben Ew. Gnaden Angst vor mir?" Er lachte fröhlich. „Nein, gewiß nicht." „Aber vor meinem — Französisch." Da lachte er so lustig, daß Peter wach wurde. „Hallo, was gibt's denn hier?" „Gelt, ich hab mir Gesellschaft zugelegt, weil ihr schlaft wie Bären." Der kleine Franzmann schaute uns verwundert an mit seinem kleinen, offenen Knabengesicht, mit seinen klaren, ungetrübten Augensternen. „Wir sind Franzosen," behauptete ich lachend. „Das glaube ich nicht." „Was denn sonst?" „Ich errate es niemals." „Dann, mein kleines Frankreich," sagte ich, „sage mir, wie Du heißest und ich verrate, wer wir sind." „Raoul von Couzy" stellte er sich vor. „Raoul? Ich meine, der Vorname: Eh bien Raoul. Peter, such mal im Wörterbuch." „Also Monsieur Raoul, wir sind" „Deutsche," ergänzte er lachend. „Bist Du uns deshalb böse?" „Nein, sicher nicht!" Und wir unterhielten uns ausgezeichnet, wobei ich merkwürdigerweise bedeutend besser „sprechen" konnte, als z. B. in Dijon. Sicher hatte ich vor dem Jungen weniger Scheu. Ganz sachte holten wir ihn etwas aus, um zu sehen, wes Geistes Kind er sei. Aber wir haben an dem vornehmen, guten und äußerst fein erzogenen Knaben nichts bemerkt, was auf keine christliche Erziehung hingewiesen hätte. Das hätte uns übrigens schon sein Name verraten sollen, der ein uralt feudaler ist. Raoul, d. i. Rudolf, ein Nachkomme der in Frankreich angesehenen Sires de Couzy, war in Serien gewesen in Frankreich. In Paris war er aber noch nicht trotz seiner dreizehn Jahre — oder wegen seiner Jugend. Er war in Algerien geboren, wo sein Vater Offizier ist. Er hatte schon viermal die Reise nach Frankreich gemacht und sollte später, er war „Tertianer" nach St. Cyr auf die französische Kriegsschule. Dies und anderes plauderten wir und der kleine Edelmann entzückte uns durch seine herrliche Sprache und durch die Feinheit seines Benehmens. Er war mit seiner Großmutter auf dem Schiff und I. Klasse Passagier. Ihn litt es nicht in der schwülen Kabine und so erlebte er denn dies Abenteuer mit uns. Er sagte uns noch, daß wir gegen 1 Uhr nachts die Balearen (spanische

Inseln) passieren würden. Da er müde schien, ließen Peter und ich die Unterredung ins Stocken kommen und dann schlummerte unser Gast friedlich ein. Ich erhob mich leise und machte eine Wanderung ums Schiff auf dem langen Promenadendeck. Da stoße ich mit einem zweiten Wanderer zusammen — Jakob. Ja, ich suchte Dich schon eine Weile — mordsmäßigen Durst, — Wolfshunger, echote ich dumpf.“ „Komm mal mit,“ sagte Jakob. Wir schritten dem Schiffsende zu und stiegen vor oberen Deck hinab aufs erste Deck. Wiederum stiegen wir in das Schiffs



Was fehlt dem Kleinen? Unser Krankenbruder Al er.

innere hinab, wo unsere Gepäcksstücke lagen, oder vielmehr in Gefächern aufbewahrt wurden. Aber die große Lücke war nicht mehr leer, ihr Boder war mit Matratzen belegt, dicht aneinander und auf jeder lag ein menschliches Lebewesen, mehr oder weniger magerlich „hingegossen“, meist waren es Kinder und Damen — denn auch für diese gab es nicht genug Kabinen. In der Decke des Dormitoriums war ein großes, viereckiges Loch, durch das man die Sternlein funkeln sah.

„Aber Jakob, was wollen wir denn hier?“ „Geduld! Du weißt, meine „geistliche“ Tante hat mir eine vorzügliche Flasche Feuerwasser mitgegeben. Hast Du auch noch Friedrichsdorfer?“ „Ich bejahete.“ „Gut, dann wollen wir hier unten in der Hölle schwelgen.“ Während unserer

Unterhaltung tasteten wir mit den Füßen uns vorsichtig an den „Betten“ vorbei und hatten acht, daß wir kein zartes Kinderfingerchen zertraten oder einer der vielen seekranken Ewastöchter einen Rippenstoß mit unseren „geschmuggelten“ Schuhen versetzten. Einmal strauchelte ich und hätte einer Dame fast mitten auf den seekranken Leib getreten, so bekam sie nur einen Stoß an den Knöcheln. Ich erstarb in Entschuldigungen und stammelte fortwährend: „Verzeihung, mein Herr!“ „Gott, sagte ich, „Jakob, in was für Situationen kommt man, wenn man auf verbotenen Pfaden wandelt!“ „Meinst Du?“ fragte er lachend. „Auf Schiff ist alles eine Familie und wer seekrank ist, ist nicht mehr empfänglich für „gesellschaftliche Höflichkeitsformen“. Schau, da liegen schlummernde Kindlein und seekranke Damen und da hinten die kompakte Masse ist das Seekrankenkontingent der Weißen Väter, unserer Mitbrüder in Christo — alles in demselben Laderaum. Und wir zwei? — Wir trinken „Kirschwasser,“ schmunzelte er. Doch die Strafe ereilte uns auf dem Fuße. Die Taschen wurden untersucht, ich holte den „Schiffs“-zwieback — da hörte ich einen schmerzlichen Seufzer: „Jakob.“ Wortlos hielt er mir die dicke Flasche hin, unterst zu oberst! „Halt!“ rief ich. Da ist nichts mehr zu halten, alles davongelaufen, ausgelaufen, und der Stöpsel ist nicht mehr! Jammer über Jammer! Ein Duzend neuer Taschentücher sind durchweicht — mehrere Bücher Schnapsdurchtränkt, alles Innere überschwemmt. Es ist zum Heulen! Wir drückten die feuchten Tücher an die Lippen. „Tu sie weg, sonst meinen die verehrten Anwesenden, wir hätten Schnaps statt Tränen geweint. Wir verschlossen alles wieder, kragelten in die Höhe und gelangten auf getrennten Wegen zu unserer Stelle, wo Raoul und Peter ruhten. Peter aber ruhte nicht, sondern strich mit dem Fernglas die Wasserwüste ab. Wir heuchelten Müdigkeit und versanken in tiefes Nachdenken. Ich mochte dennoch etwas „genickt“ haben, denn bald hörte ich die helle Knabenstimme unseres jungen Mitreisenden. Die Balearen waren in Sicht! Ein strahlendes Licht glänzte herüber von Norden, der Leuchtturm auf Cap Mahon. „Noch ganz neu,“ sagte Raoul, erst seit dem grausigen Unglück des Schiffes „General Chanzy“ jetzt vor zwei Jahren.“ Noch mehr Lichter strahlten herüber. Auch ein Schiff überholte uns, das erst stundenlang in unserem Kielwasser gefahren, bog nach den Inseln zu ab und fuhr in großer Entfernung an uns vorbei. Die Katastrophe des „General Chanzy“ bildete eine Weile unser Gespräch. An den Klippen dieser Inseln, die drüben in der Dunkelheit verborgen liegen, war das Schiff, das ebenso stark besetzt war wie das unsere, zerschellt in fürchterlicher Sturmesnacht und nur ein einziger Mann

war gerettet worden und zwar ein Mann, der von der einen Insel gebürtig war. Es war in der Fastenzeit, als die Tragödie vor sich ging und an Bord befand sich eine Theatergesellschaft, die in Algier aufzutreten gedachte trotz der ernsten Zeit. Auch ein Jesuitenpater reiste auf demselben Schiff um in Algier an einer bestimmten Kirche die Fastenpredigten zu halten. Wieviel frohes Leben, geordnetes und ungeordnetes, sehnte sich der Ankunft drüben entgegen. Auch ein Bräutigam war mit dabei, um seine Braut drüben abzuholen und sie nach dem schönen Frankreich zu führen. Da faßte ein graufiges Geschick das



Klostergemeinde von St. Benedikt, Ebenrode bei Arnstein.

eilende Schiff. Das Steuer zerbrach und hilflos trieb das Fahrzeug gegen die Küste und keine einzige Planke wurde mehr gesichtet. Und in Algier wartete das Theaterpublikum, wartete eine gläubige Gemeinde auf den Apostel, wartete eine hoffnungsfelige Braut auf den Geliebten — und statt der Erfüllung all der verschiedenen Erwartungen traf die Schreckensbotschaft ein: mit Mann und Maus versunken. Diese erschütternde Betrachtung angesichts der Unglücksstelle, inmitten der Nacht, hatte uns schweigsam gemacht. Wir nahmen wieder unsere Plätze ein und ich hatte Mühe, Raoul zu bewegen, sich niederzulegen auf „seinen“ Feldstuhl, den er absolut Peter anbieten wollte, der aber wieder auf der Kiste Platz nahm. Mich übermannte schließlich doch die Müdigkeit und ich entschlummerte.

(Schluß folgt.)



Allerlei aus Rhodesia.

Von P. Ignatius Arnaz R. M. M.



einige könnten die lieben Vergißmeinnichtleser meinen, ich hätte sie vergessen oder ich sei nicht mehr am Leben. Doch das ist nicht der Fall; das Vergessen liegt auf der Redaktion, wo einige meiner Artikel, wenn nicht schon „zu tief in die Kreide geraten“, wie das Studentenlied so schön sagt, so doch „zu weit in die Tiefe geraten“ sind im Stoß der mannigfachen Beiträge. Trotzdem versuche ich's wieder, vielleicht ergeht es besser, vielleicht auch kehrt man einmal das Unterste zu oberst, dann erscheint wohl auch noch einmal die Behandlung der Zivilisation hierzulande in Schule und Bewirtschaftung, und die Schilderung des Menschenopfers an die Regengöttin und anderes.

Diesmal eine Kleinigkeit, die uns zeigen soll, daß auch die schwarzen Adams- (oder Evas=?) -kinder drollig sind und zugleich neugierig in ihren Fragen, bezw. Antworten.

Wurde da mal ein kleiner Knirps in der Schule gefragt, — es war in Triashill, — wieviel (wahre) Kirchen es gebe. Flugs wußte er zu antworten: „Zwei.“ Wie er auf die Antwort kam? Sehr einfach. Sein Geisteshorizont reichte eben nur so weit, als sein Auge. Er kannte nur Triashill und das über zwei Stunden entfernte St. Barbara (ausgebaute Außenstation) mit je einer Kirche. Also folgerichtig mußte es zwei wahre Kirchen geben.

Als ich die Sprache weder kannte noch verstand und zeitweilig in St. Barbara zu residieren hatte, ward mir ein altes Weiblein vorgeführt, die alte Maria, die mich begucken und begrüßen wollte, um ihr „ndinofara“ (= ich freue mich, zwikuru = sehr) sagen zu können. Als sie mich aber angesehen, sagte sie etwas, was sogleich die sie bealeitende Schwester Alfreda mir lachend verdolmetschte: „Sie fragt, ob Sie denn aber auch daselbe lehren möchten, was der selige P. Ignatius gelehrt hat...“ Ich ließ ihr sagen, sie möge ohne Sorge sein, ich sei ja aus derselben Gegend gekommen, wo er zu Hause war, da würde es doch gar nicht gut möglich sein, daß ich sie und die Leute was anderes lehre. Das leuchtete ihr, scheint es, ein und ihr Gesicht erstrahlte und der runzelige Mund wiederholte immer wieder mit den Knieknigen wie es bei uns besonders die kleinen Mädchen bei Begrüßung tun: Ndinofara zwikurukuru, tinofara (wir freuen uns)...

Es war vor kurzem hier in St. Benedict's, wo ich fast schon ein Jahr bin und zwar, wenn ich so sagen soll, eine Art „Mädchen

für alles.“ Einige Kinder pukten mal die Kirche und darin auch die die schönen Statuen des hl. Josef und des hl. Antonius. Letztere trug nach rückwärts unter dem rechten Schulterblatt eine dicke Schraube. Woher sie ist und wozu, ich weiß es nicht, vielleicht noch von der Verpackung und Befestigung an die Kistenbretter oder dergl. Es tut ja auch nichts zur Sache. Der hl. Antonius dreht uns ja nicht den Rücken, sondern zeigt uns das Jesuskind in der einen und die Lilie in der anderen Hand, darum sahen wir die Schraube nicht. Am gleichen Tage hörte ich, wie zwei Kinder vor meiner Zimmertüre draußen zischelten. Offenbar hatten sie was, trauten sich aber nicht recht heran. Endlich wagten sie es. „Fata (vom englischen father = Vater) tinolwunja (wir fragen)



Unser Hochw. P. Anselm in seiner Waldaufnahme.

... hat denn der hl. Antonius in seinem Leben auch so eine — Schraube (oko = Nagel) im Rücken getragen?“ ... Wie ich gelacht (nicht ausgelacht) und was ich geantwortet, das könnt ihr euch wohl denken!

Und noch eines zum Schlusse. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit ein paar große Kinder auf die Frage kommen konnten, die sie da auch unlängst hier an die Schwestern gerichtet haben. Es muß wohl zu einer Zeit gewesen sein, wo ich der vielen Nachfragen nach Rosenkränzen nicht entsprechen konnte. So gingen sie denn halbverzweifelt zur Schwester und fragten sie, wie sie denn das anstellen sollten, Rosenkranz zu beten ohne Rosenkranz, ob denn der „fata“ (ich) auch die Finger segnen könne, damit sie dann beim „Fingerzählen“ die Ablässe gewinnen könnten“...

Ich habe einmal lachen müssen, wie ein Mädchen den Rosenkranz betete. Die Hände ziemlich in Mundhöhe, schloß es zunächst den kleinen Finger der linken Hand in die rechte Faust (so fängt man hier bei uns zu zählen an, nicht mit dem Daumen der Rechten), dann den Goldfinger, dann den Mittelfinger dazu, usw. Ja, man muß sich zu helfen wissen, wenn man keine Rosenkränze bekommen kann, denn an Rosenkränzen und Medaillen gebricht es fast immer! . . .

Das wären also für heute einige „Stückel“ aus dem Volke hier zu Lande. Könnte man aber alle die Antworten, resp. Fragen, erfahren, die bereits geliefert wurden, — vielleicht weiß ein anderer der Missionäre oder Brüder oder eine der Schwestern dieses Thema weiter zu behandeln — es gäbe sicherlich viel zu lachen und zu denken und zu — wundern, denn nicht immer sind Frage und Antwort so harmlos, wie man meinen möchte.

Kurzer Überblick über den Stand der Missionen in den ehemaligen deutschen Kolonien.

Ueber den Stand der katholischen Missionen berichtete Hochw. P. Skolaster P. S. M. auf dem Kolonial-Kongreß folgendes:

Am Vorabend des Weltkrieges waren 465 katholische Priester, 306 Brüder und 457 Schwestern in den deutschen Kolonien tätig. Mehr als 168 000 Neuchristen und gegen 120 000 Schulkinder standen unter ihrer Leitung. Ihr erstes Ziel ist die Christianisierung der Völker. Es wird aber nicht erreicht, ohne daß zugleich eine Hebung dieser Völker in ihrer Kultur bewirkt wird. Das ergibt sich aus der Betrachtung der Missionsmittel: Schule, Erziehung zur Arbeit (Handwerk und Farmbetrieb), Liebestätigkeit.

Weitere Dienste leistete die katholische Mission der Heimat durch Unterstützung der Wissenschaft, Pflege des Kolonialgedankens, innere Bejahung der Kolonialregierung von Seiten der Eingeborenen, und durch den gelieferten Beweis, daß auch die deutsche Nation kolonisationsfähig ist.

Die Entfernung der deutschen Missionare hat dem Missionswerk geschadet. Ueberall herrscht Mangel an Arbeitern. Die vertriebenen Missionare können aber auch heute außerpolitische Stützpunkte sein, die dem deutschen Namen seinen reinen, alten Klang verschaffen helfen. Viele sehnen sich nach den Kolonien und fordern dieselben zurück. Sie begrüßen die koloniale Bewegung in Deutschland.

Die flucht des spnn.

Die Abenteuer des Kehlā Zzitwa in den Jahren der Gnade 1828 — 31.

Achtes Kapitel.

Es gelang mir, die nichts ahnenden Verschwörer glücklich zu umgehen und ich erwartete mit Ungeduld den Augenblick des Handelns. Meine Erregung machte mich unempfindlich für die kühle Nachtlust, doch begann ich am ganzen Körper zu zittern, als Minute um Minute verstrich.

Die Männer gingen während des Gespräches auf und ab, Lukilimba, einer der Zulus, und Mjoboshi, der Ueberläufer, gingen endlich davon und der letztere schickte sich an, sein Pferd zu besteigen, als ein Flintenschuß fiel. Mjoboshi brach zusammen und krümmte sich; sein Pferd lief davon. Ein zweiter Schuß hallte in die Nachtlust hinaus und Lukilimba, der sich eben zur Flucht gewandt hatte, fiel beim ersten Schritt, den er machen wollte. Seine Finger zupften noch krampfhaft am Grase, wie er so dalag.

Die übrigen Zulus ergriffen nun keinesweg die Flucht, sondern stürmten gerade auf die Stelle los, von woher die Rauchwolken gekommen waren. Hei, das waren wohl mutige Kerle, hartnäckig wie Buffalostiere. Da ich vorausah, daß sie den Umbulazi angreifen würden, bevor er wieder geladen hätte, so sprang ich aus meinem Verstecke hervor und sprang mit erhobener Streitart auf sie zu, und stieß gellend den Namen Umbulazi als Schlachtruf aus. Die Zulus hatten eben die Stelle erreicht, wo mein Inkos war, als ich sie eingeholt hatte. Einer derselben wandte sich um und sich auf ein Knie niederlassend, hielt er mir das breite Eisen seines Assegai in einem schiefen Winkel gegen mich gefällt. Er glaubte, ich würde mich in blindem Anlauf in seiner Waffe selbst aufspießen wollen. Ich machte jedoch einen Seitensprung und hieb die Lanzenspitze nahe dem Schafte ab. Bevor ich jedoch wieder mein Gleichgewicht erreicht hatte, faßte mich der Zulu am rechten Handgelenk und versuchte mit seiner linken Hand mich an der Kehle zu packen. Ehe er jedoch dazu kam, hatte meine Linke wie mit eisernem Griff sein linkes Handgelenk umklammert. Einen Augenblick schwankten wir hin und her. Jeder Muskel war gespannt, als wir uns abmühten, durch einen gewaltigen Ruck unsere Hände frei zu bekommen. Ich versuchte mit einem plötzlichen, verzweifelden Stoß nach vorne meinem Gegner auf den Rücken zu werfen; aber obwohl ich stark war in jenen Tagen, der andere war mir Zoll für Zoll gewachsen und setzte mir als würdiger Kämpfer keine geringe Anstrengung entgegen. Vor und zurück schwankten

wir und keiner konnte einen Vorteil über den anderen erlangen. Unsere Muskeln quollen wie Stränge hervor und der Schweiß perlte in großen Tropfen auf unseren Stirnen; in grimmiger Wut rangen wir lautlos, es ging um Tod und Leben.

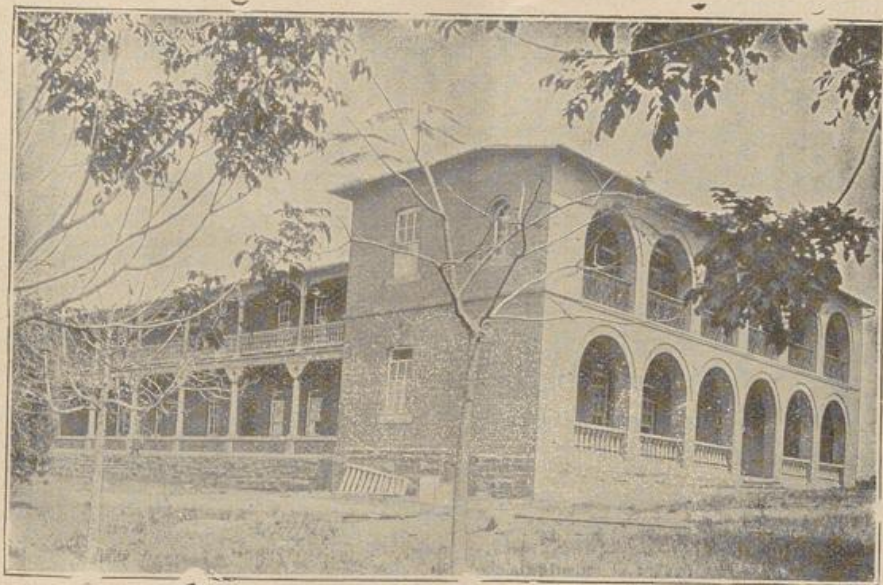
Da donnerte ein Büchsenchuß durch den Wald, der Zulu machte eine übermenschliche Anstrengung, um mich zu Boden zu ringen. Ich stählte mich, dem Anprall des Feindes zu begegnen, aber die Nerven meiner Hand verloren einen Augenblick ihre Spannkraft und meine Art fiel zu Boden. Blißschnell bückte sich der andere darnach, wobei er meine rechte Hand losließ, aber ich stieß mit größerer Schnelligkeit meine Faust mit solcher Gewalt an seinen Kinntbacken, daß ich ihn unter dem Schläge brechen fühlte und die Knochensplitter mir in die Handknöchel drangen.

Mit einem gurgelnden Schrei schnellte er in die Höhe und fuhr mit seiner Rechten nach meiner Kehle, doch er griff daneben und packte in rasender Wut dafür das Fleisch meiner Brust. Er sah gräßlich aus. Blut und Schaum träufelten von seiner zerschmetterten Kinnlade, die schrecklich arbeitete und zuckte, seine Augen starrten wie die eines Wahnsinnigen vor Schmerz und Wut. Er schüttelte mich mit verzweifelter Anstrengung; aber ich hielt seine Handgelenke fest, damit er mich nicht bei der Kehle fassen konnte. Da stolperte mein Gegner, und ich stieß ihn blißschnell mit meiner Schulter, daß er auf den Rücken fiel. Aber seine Finger hatten sich so fest in meine Brust verkrallt, daß er mir das Stück Haut glatt vom Knochen riß. Er versuchte sofort wieder auf die Füße zu kommen, aber ich war schneller und schlug ihm, mit der Art wuchtig ausholend, den Schädel ein, daß sein Gehirn auf den Boden verspritzte. Er verendete ohne einen Laut von sich zu geben. Ich überließ seinen Körper den Hyänen zum Fraße und drang in das Gebüsch ein, um nach dem Inkos und dem andern Zulu zu sehen. Im Busche war es finster, nur ein schwacher Schimmer des Mondlichtes stahl sich durch die Bäume in kleinen Silberflecken, die kaum größer als eine Itungulu (Natalpflaume) waren. Ich irrte geraume Zeit unter den Bäumen und Sträuchern umher und horchte auf das Gekröhle des Ochsenfrosches im Sumpfe, das Gezirp der Grille und das Tingting der Glockenfledermaus. Sonst herrschte ringsum tiefste Stille. Endlich fand ich meinen Inkos Umbulazi unter einer Baumgruppe liegen, still, unbeweglich. — Ich stürzte in unsagbarer Seelenangst an seiner Seite nieder. Wenn Umbulazi, Mr. Synn, tot war, dann Gnade Gott euch, ihr Stämme der Abantu! Er war mein Inkos und für mich war keiner mehr so wie Umbulazi.

„Umbulazi, Umbulazi,“ schrie ich im Uebermaß meines Schmerzes. „O wach auf, wach auf.“

Aber starr und steif lag der große Mann. Ich mochte schreien wie ich wollte, aber es war keine Bewegung in ihn zu bringen. In der Dunkelheit sah ich jetzt einen Zulu daliegen und von Zorn entflammt, ergriff ich meine Streitart und sprang auf ihn zu in wildem Verlangen nach Rache. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß die ganze obere Hälfte seines Kopfes weggerissen war. Da kehrte ich zu meinem Inkos zurück, voll Hoffnung, er möchte doch nicht tot sein, da er ja seinen Angreifer getötet hatte. Er lag noch da, steif wie ich ihn verlassen hatte, aber als ich mein Ohr an seinen Mund hielt, bemerkte ich noch Leben in ihm.

Ich schaffte ihn nun unter Aufbringung aller meiner Kräfte und



Das neue Krankenhaus in Mariaanhill.

Muskeln meines Körpers fast eine Viertelstunde weit durch das Dickicht hindurch zu einem Bache, wo ich ihn niederlegte und nachdem ich tief Atem geschöpft, begann ich Wasser in sein Gesicht zu spritzen.

Endlich erwachte er und sprang jäh auf, während er mit seiner Hand Bewegungen machte, als suche er eine Waffe an sich zu reißen.

„Er ist tot, Inkos,“ entgegnete ich.

„Mein Kopf, Mein Gott, mein Kopf!“ stöhnte Umbulazi, indem er den Kopf mit beiden Händen hielt.

Ich sah in dem klaren Mondlicht nun deutlich eine schwarze Beule, durch die sich eine blaurote Schramme hindurchzog.

Einige Augenblicke wankte er im Uebermaß von Pein; bald gewann er aber sein gewohntes Wesen wieder, das den Mann von eiserner

Willenskraft und königlicher Würde nie verleugnete.

„Izitwa, Izitwa,“ sprach er, „du hast mir in dieser Nacht beige-
standen. Verlange von mir, was du willst und du sollst es haben.“

Ich überlegte einen Augenblick. Ich hätte Kühe und Rinder ver-
langen können und sie wären mir geworden, auf meinen Wunsch wäre
ich selbst Induna geworden, aber ich dachte an den armen Nundi und
sprach für ihn.

„Inkos,“ sagte ich, „Nundi, der mir wie ein Bruder ist, hängt gar
sehr an einem gewissen Mädchen, aber er kann das Lobola für sie nicht
erlegen. Wollt ihr es für ihn bezahlen, Inkos? Das ist alles, was ich
verlangen würde.“

„Ich will es, Izitwa. Und wer ist denn das Mädchen?“

„Unnezi aus der kia des Unkomomi.“

Eine Sekunde lang zog sich Umbulazis Stirne in Falten.

„Weißt du nicht, Izitwa, daß Inkos Fred die Unnezi haben will?“

„Verzeihung, Inkos,“ rief ich aus, „ich hörte nur von Mzoboshi;
der aber fand in dieser Nacht seinen Tod zum Lohne für den Verrat,
den er plante.“

„Ich weiß, ich weiß,“ rief Umbulazi aus und hielt wiederum sein
schmerzendes Haupt mit beiden Händen.

„Mag sein, daß dies die Ursache seiner Verräterei war. Aber da es
dieses ist, was du verlangst von mir, so sollst du es haben, soweit es von
mir abhängt. Wenn Unnezi den Nundi erwählt, so will ich das Lobola
für sie erlegen. Aber wenn sie Inkos Fred haben will, dann will ich für
Fred eintreten. Verlange etwas für dich selbst, Izitwa!“

„Inkos, ich wünsche sehr das Pferd des toten Mzoboshi.“

Der Inkos lächelte. „Du verlangst wenig; nimm es, wenn du es
einfangen kannst.“ Nun laß uns zum Lager zurückkehren.“

Ich half ihm ins Lager zurück und begab mich dann wieder auf den
Schauplatz der soeben stattgehabten Kämpfe. Der Mond schien hell und
nach langem ermüdenden Umherirren fand ich das Pferd. Nach wenigen
Minuten gelang es mir, das Tier zu fangen. Ich ritt nun zu der Stelle,
wo Umbulazi den Zulu getötet hatte und fand das Gewehr des Inkos
und brachte es ins Lager. Der Tag graute und ich war müde, doch schon
rüstete sich alles zum Weitermarsch und ich hatte kaum Zeit, dem Um-
bulazi das Gewehr zurückzustellen, als wir aufbrachen. Wir überschritten
den Illovu und fanden eine Stunde später die Wagen, welche ein Lager
bildeten, wie der Verräter richtig gesagt hatte. (Fortsetzung folgt.)



Memento.



Dubuque, Iowa: Barbara Feder. Maria Selter. Robert Olbrich. Detroit, Mich.: Martha Renuch. Hartington, Nebr.: Anton Heimes. Buffalo, N. Y.: Barbara Joegerste. Duquesne, Pa.: Anton Arens: Jefferson, Wis.: Wally Siegel. West Allis, Wis.: Carolina Mollenkopf.

Am 25. November d. J. starb im Alter von 66 Jahren **Frl. Anna Schuler**, in Reichenbach b. Labr in Baden. Dieselbe war seit beinahe 20 Jahren eine recht eifrige, und treue Mitarbeiterin. Diekirch: Frl. Gracher. Nalbach: Joh. Rodl ex. Luxemburg: Bernhard Schon. Schalkemehren: Katharina Jilgen. Köln: Hochw. Herr Prälat Schweitzer, Generalpräses Niederbera: Margarethe Born. Lonn: Edwina Kessler. Lauf a. Bühl: Helena Zimmer. Grünthagl: Anna Windbauer. Gräfenhäusling: Johann Keller. Beuren: Wilhelm Groß, Pfarrer. Buchloe: Magdalena Ruff. Poppenroth: Anna Krödel. Alsfeld: Math. Hegele, Kath. Frank. Frankenwinheim: Anna Klein, Ottilie Lauerer. Trulbens Elisabeth Kupper. Katharina Feger aus Friesen.



Briefauszüge.



Mit diesem erbetenen Veröffentlichungen aus Briefauszügen unserer Wohltäter soll kein Urteil gefällt werden, ob diese Erhörungen Wirkungen eines frommen Gebetes, auf gewöhnlichen oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist aber sicher von großem Wert in glaubensarmer Zeit Beispiele von Gottvertrauen und Gebetsseifer anzuführen.

Ederen: Bin auf die Fürbitte des hl. Antonius in unseren Anliegen erhört worden.

Oberhausen: Auf die Fürbitte des hl. Antonius bin ich oft vor schwerem Unglück verschont geblieben.

Luxemburg: Dank für Erhörnung in schweren Anliegen der schmerzhaften Muttergottes, der Schwester Theresia von Kinde Jesu und dem hl. Judas Thaddäus.

Neuwied: Dank dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für erlangte Hilfe nach Abhaltung einer Novene.

Obermosel: Fr. M. B. P. Dank dem hl. Herzen Jesu, der Immerwährenden Hilfe, der hl. Anna, dem hl. Franziskus, der hl. Theresia und den 14 Nothelfern für erlangte Hilfe in schweren Anliegen und lasse zum Dank ein Heidenkind loskaufen auf den Namen, Maria Theresia.

Arnsberg: Sendung erhalten. Vergelt's Gott.

Luxemburg: Bitte um das Gebet der Berg. Leser in wichtigen Anliegen.

Lippmadsdorf: Gabe als Bitte zu Ehren des hl. Antonius dankend erhalten.

Innigen Dank der hl. Dreifaltigkeit dem hl. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für wiedererlangte Gesundheit.

Beiliegend 10 — Mt. für Antoniusbrot um glückliche Wendung in einer schweren Br. Angelegenheit.

A. S. B.: Dank der allerheiligsten Jungfrau und den vierzehn hl. Nothelfern für ihre schnelle Hilfe.

Alsfelder: Gabe als Bitte für Besserung meines Kindes dank. erhalten.

Berge l. B.: Dank dem göttl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Josef, hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in schweren Anliegen.

Dank dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe bei erkranktem Vieh.

Radstadt: Dank dem heiligsten Herzen Jesu und dem hl. Joseph für Erhörnung in einer Herzensangelegenheit und Bitte um gänzliche Erlangung der Gesundheit. Almosen 500 000 Kr. erhalten.

H. St., St. Bernard. Ohio: Tausendmal Dank dem hl. Antonius für Erhörnung in einem Anliegen.

N. N. Templeton, Iowa: Als Dank für erhaltene Gnaden sende ich 5.— Schilling als Antoniusbrot.

Als Dank für Gebetserhörnung bei einem Magenleiden sende ich 42.— Mt. zur Taufe zweier Heidenkinder auf die Namen Joseph und Maria K. P. in S.

K.: Tausend Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Muttergottes, den hl. drei Königen und dem hl. Joseph für Erhörnung in verschiedenen schweren Anliegen.

Uditzgenwil: Tausend Dank der lieben Gottesmutter, dem hl. Joseph und dem hl. Judas Thaddäus für ihre Hilfe.

Golbach: Eine Gabe als Antoniusbrot zum Dank für erlangte Gesundheit, bitte um weitere Hilfe.

Missionsberufe!

Knaben und Jünglinge die Missionsbrüder werden wollen, finden jederzeit liebevolle Aufnahme im Mariannhiller Missionshaus „St. Joseph“ Reimlingen (Schwaben).

Anfragen sind zu richten an P. Provinzial, Lohr a. Main.

Die selige Irmengard von Chiemsee.

Jungfrau aus dem Benediktinerorden von M. Waldburga Baumann O. S. B.

Preis 80 bl. Versand direkt vom Kloster Frauenwörth am Chiemsee.

Lasset die Kindlein zu mir kommen!

Junge Mädchen im Alter von 18—28 Jahren, die kinderlieb sind und sich gleich der kleinen sel. Theresia vom göttlichen Kinde, dem Herzen Jesu zur Rettung der Seelen, — besonders der Pflege und Erziehung armer Kinder — widmen wollen, finden Aufnahme:

Kloster v. S. Engeln
Riesenfeld 3
München 46

Jung. Mann auf d. 30er Jahre sucht Stelle als

Kutscher

am liebst. in herrschaftl. Hause i. Nähe Hannover. Selber ist ledig, mit Pferdepl. bestens vertraut u. Kriegsinval. Eintritt a. liebst. Ende Febr. od. anfgs. März. Beste Zeugn. stehen zu Diensten. Off. an „Bergheimnisch“, Reimlingen (Schwab.)

Mutter und Kind

Nach den Römischen Ritualen.

Liturgisches Volksbüchlein. Herausgegeben v. der Abtei Maria Laach. Fünftes Heft. Kartoniert G.-M. 0,40

Enthält die beiden Muttersegnungen des Römischen Rituals, die Segnungen über kranke und gesunde Kinder, und endlich das Kinderbegräbnis. Würde und Pflichten christlicher Mutterchaft, die darauf beruhen, daß die Christl.

Mutter in allem Abbild unserer geistigen Mutter, der heiligen Kirche, ist ergeben sich in weisens-tiefer Begründung aus diesen Ritten, die eine liebevolle Ausdeutung als zu den schönsten der Liturgie überhaupt gehörig erscheinen läßt.

Frohe und ernste Tage

Ein Hausbüchlein nach dem römischen Ritualen.

Liturgische Volksbüchlein. Herausgegeben von der Abtei Maria Laach. Sechstes Heft. Kartoniert G.-M. 0,40

Bringt die Segnung des Grundsteines eines Hauses und eines Anwesens, der Brautkammer, des Herdes und vieler anderer Gegenstände des Hauses. Zeigt das Heft so in seinem ersten Teile, wie die heilige Kirche an allen

unseren Freuden teilnimmt und sie durch ihren Segen erhöht, so sehen wir im zweiten Teile ihre Liebe noch größer, wo sie mit Segnungen über Kranke und über die Heilmittel die ersten Tage im Hause des Christen tragen hilft.

Verlag Herder, Freiburg i. B.

Nachdruck sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Uebereink. jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck (Rhld.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen. Bayern (Schwaben).